

kannten. Das Vorwort zum letzten Teil (Band IV, S. VII — XV) stammt von Ewald Lang, der auf das abenteuerliche Leben von Steinitz hinweist, als er durch die widrigen historischen Ereignisse gezwungen war, von einem Land ins andere zu fliehen. All dies konnte nicht verhindern, dass sich der von der Germanistik zur Finnougristik gekommene Wissenschaftler mit dem beschäftigte, was ihm das Liebste war, nämlich der Sprache und der Volkskunde der finnisch-ugrischen Völker. Dem Vorwort nach waren es drei Dinge, die Steinitz in der Auswahl seiner Lebensberufung motivierten: 1. das Interesse an Finnland, an der Sprache und Kultur der Finnougrier, 2. der Wunsch, die Ostjaken kennenzulernen und 3. das Interesse an der Volkskunde, besonders aber an den Volksliedern. Davon zeugen auch seine an die Eltern gerichteten Jugendbriefe (aus denen Ewald Lang ebenfalls zitiert).

In den Ostjakologischen Arbeiten wird Wolfgang Steinitz ein imposantes Denkmal gesetzt zum Nutzen der künftigen Forschergenerationen. Für die Betreuung des Materials können wir in erster Linie seinem Schüler Gert Sauer danken, dem Erben seiner Arbeit. Anerkennung gebührt auch den drei Verlagen, die als Resultat einer vorbildlichen internationalen Zusammenarbeit eine auch äusserlich sehr ansprechende Reihe lieferten.

Abschliessend eine kritische Anmerkung: es wirkt etwas komisch, dass Band IV vor Band III erscheint. Die Verwalter des Nachlasses haben offensichtlich nicht mit der an sich voraussehbaren Tatsache gerechnet, dass die handschriftlichen ostjakischen Texte, das Material für Band III, nicht so schnell druckfertig gemacht werden können wie einzelne neu herauszugebende Aufsätze.

LÁSZLÓ HONTI

## Neue Forschungsergebnisse über die ersten ungarischen Textdenkmäler

BENKŐ LORÁND, *Az Árpád-kor magyar nyelvű szövege emlékei* (Ungarische Textdenkmäler der Arpadenzeit). Akadémiai Kiadó, Budapest 1980. 392 S. 14 + 7 Fotos.

Das Ungarische ist eine der finnisch-ugrischen Sprachen, die in dieser Sprachfamilie über die ältesten Sprachdenkmäler verfügt. So ist die Erforschung der ersten ungarischen Sprachdenkmäler nicht nur vom Gesichtspunkt der ungarischen, sondern auch der

ganzen finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft äusserst wichtig. Wir können daher das neue Buch von Loránd Benkő über die Textdenkmäler der Arpadenzeit (ca. 889 — 1301) erfreut begrüßen. Der Autor kann den obigen Zeitabschnitt im Titel seines Werkes deshalb angeben, da die Entstehung des Originals dieser Sprachdenkmäler auf diese Zeitspanne datiert werden kann.

M. Révai, Zs. Simonyi, J. Szinnyei, Gy. Zolnai, Z. Trócsányi, D. Pais, G. Mészöly und I. Kniezsa waren vor allem diejenigen ungarischen Sprachwissenschaftler, die sich mit den obigen Sprachdenkmälern bereits vor dem zweiten Weltkrieg eingehend befasst haben. In den nach diesem Wendepunkt verstrichenen mehr als 30 Jahren wurden diese Texte in ihrer Gänze einerseits hinsichtlich der Orthographie (I. Kniezsa 1952), andererseits vom sprachgeschichtlichen Aspekt (G. Mészöly 1958) bzw. von literaturgeschichtlicher Seite her (J. Horváth 1948, 1951) unter die Lupe genommen. In diesen letzten Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg wurde aber nur eins der erwähnten Sprachdenkmäler in zusammenfassender, monographischer Form bearbeitet (Éva B. Lőrinczy: A Königsbergi Töredék és Szalagjai mint nyelvi emlék. Akadémiai Kiadó. Budapest 1953. 224 S.).

Vorliegendes Werk führt jetzt sämtliche arpadenzeitliche Textdenkmäler in Form einer Monographie an. Die erörterten Textdenkmäler sind die Leichenrede (ung. Halotti Beszéd, abgekürzt: HB), eine auf einer geschriebenen Seite stehende Leichenpredigt, ergänzt durch ein Gebet, aus den Jahren 1191 — 1195; die Altungarische Marienklage (ung. Ómagyar Máriasiralom, abgekürzt: OMS), eine Klage in 37 Zeilen, nach den bisherigen Datierungen ca. aus dem Jahre 1300; die Glossen aus Weissenburg (ung. Gyulafehérvári Sorok, aufbewahrt in Weissenburg = Alba Iulia, Rumänien, abgekürzt: GyS), Vorlagen für Predigten in 15 Zeilen aus den Jahren 1310 — 1320; das Königsberger Fragment und seine Streifen, ein Mariale (ein Gebet zur Verehrung der Jungfrau) in 9 Zeilen und andere Texte (der Angelus in Dialogform und ein Legendenfragment) in 21 Zeilen und 34 Halbzeilen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts (ung. Königsbergi Töredék és Szalagjai, abgekürzt: das Königsberger Fragment = KT, die Streifen des Königsberger Fragments = KTSz).

All diese Sprachdenkmäler gehören zur sogenannten altungarischen Sprachstufe.

Das Werk von Benkő ist vor allem deshalb von Belang, weil es einerseits die bisher ziemlich zerstreuten Forschungsergebnisse erörtert und zusammenfasst, andererseits diese früheren Forschungen auch einer eingehenden Kritik unterzieht.

Der Monographie wird ferner durch die Tatsache ein besonderer Wert verliehen, weil die erörterten Sprachdenkmäler durch Fotos veranschaulicht werden. Das erste Foto stellt das Kodex-

blatt dar, das die Leichenrede enthält. Es ist ein Farbfoto. Die Altungarische Marienklage ist durch zwei Fotos vertreten (ein Farbfoto und ein Foto in schwarzweiss). Was die Lesbarkeit anbelangt, so soll das ohne weiteres lesbare Foto der Marienklage (schwarzweiss) eine retuschierte Variante sein (dieser Meinung des Verfassers schliesst sich auch der Autor dieser Zeilen an). Die die Glossen aus Weissenburg enthaltenden Kodexblätter sind auf 6 Fotos sichtbar: 3 Fotos in Originalformat und 3 der Glossen selbst in vergrösserter Form. Das Königsberger Fragment ist durch ein Foto, seine Streifen sind durch 4 Fotos vertreten. Zwei von diesen letzteren sind Kopien jener Fotos, wie sie in der Zeitschrift *Akadémiai Értesítő* (Jg. 1895) erschienen sind (veröffentlicht von A. Szilády), die übrigen zwei sind Kopien der in der Handschriftensammlung der Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften vorliegenden Fotos (aus dem Nachlass von E. Jakubovich).

Der Verfasser behandelt zunächst die Frage, ob uns diese Sprachdenkmäler in Originalschrift oder nur in Kopien überliefert sind. Er bestreitet, dass sämtliche hier behandelte Sprachdenkmäler Kopien wären, was den Wert der erörterten Sprachdenkmäler in sprachwissenschaftlicher Hinsicht durchaus nicht mindert. Die behandelten Sprachdenkmäler können seiner Meinung nach schon deshalb keine originellen Konzepte sein, da sie die Charakteristik der zeitgenössischen Abschriften zeigen und gewöhnlich nur als sogenannte Gasttexte, eingebettet in aus mehreren Texteinheiten bestehenden lateinischen Kodices, erscheinen. Die häufigen Abschreibungsfehler und Auslassungen sind gleichfalls als Beweis für eine Nachschreibung zu betrachten.

Eine wichtige Frage der Monographie bezieht sich darauf, wie der Verfasser zur Datierung der von ihm behandelten Sprachdenkmäler steht. Im allgemeinen akzeptiert er die bisherigen Datierungen, die schon im "Altungarischen Lesebuch" von Jakubovich — Pais (1929) zu finden sind. In zwei Fällen modifiziert er die früheren Datierungen. Nach ihm lässt sich nämlich die Datierung der OMS vorverlegen: es kann vom Beginn der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und nicht von den Jahren um 1300 die Rede sein, wie bisher angenommen wurde. Die Datierung des Paleographs László Mezey, der die Entstehung der OMS etwas früher ansetzt als bisher üblich, hatte auch Benkő's Stellungnahme in der Datierungsfrage verstärkt. Am stärksten modifiziert der Verfasser die Datierung des Königsberger Fragments und seiner Streifen. Er meint nämlich, dass dieser Komplex der Sprachdenkmäler etwa um 150 Jahre vordatiert werden muss.

Zur Entstehung der Originale der gesamten hier behandelten Sprachdenkmäler ist es nach Benkő zwischen 1175 und 1260 gekommen.

Eine sehr wichtige Frage ist, ob die erörterten Texte für die gesprochene Rede vorgesehen waren oder nicht. Die Feststellung des Verfassers scheint richtig zu sein, wonach all diese Sprachdenkmäler für die gesprochene Rede bestimmt waren.

Von Bedeutung ist ferner, in welchem Masse die Autoren als Übersetzer dem originalen Latein folgen mussten. Heute wissen wir darüber nur wenig, jedoch ist es eine — auch vom Autor dieser Zeilen vertretene — Tatsache, dass mit der Zeit die Notwendigkeit einer wörtlichen Übersetzung zunahm und man zum Ausgang des Mittelalters, wie Benkő feststellt (S. 367), der lateinischen Satzbildung immer treuer folgen musste. Gegen Ende des Mittelalters fallen aber die vorliegenden Sprachdenkmäler auf die Anfangsjahre oder höchstens auf die mittlere Phase des ungarischen Mittelalters, weshalb ein rigoroses Festhalten am Ausgangstext noch nicht so notwendig war wie später. Aufgrund der Stellungnahme von Benkő scheint sich auch die von anderen Forschern neuerdings immer mehr betonte Annahme zu bestätigen, dass die Schöpfer dieser frühzeitigen Texte (Übertragungen) kaum noch wörtlich übersetzt haben, ja es ist sogar möglich, dass die Quellen dieser Sprachdenkmäler nicht nur lateinische Grundtexte, sondern auch sonstige, vorläufig noch ungeklärte Vorlagen gewesen sein können. Hier gibt es für die künftige Forschung noch viel zu tun: wird man einmal solche uralten Erscheinungen wie z.B. die Parallelität für ganz Osteuropa (also unter arealem Aspekt) untersuchen, dann können die Forscher vielleicht auch mehr über den Charakter dieser eventuell nichtlateinischen Vorlagen aussagen.

Benkő erörtert des weiteren die Lesart und integrierte Textform der jeweils behandelten Sprachdenkmäler; zu diesem Zwecke bringt er die "Übersetzungen" der Texte vom Altungarischen in die ungarische Gegenwartssprache.

Die Problematik der Lautbezeichnung ist ein weiteres, auf vielen Seiten abgehandeltes Thema der Monographie. Zuerst werden die Fragen der Bezeichnung der Konsonanten erörtert, doch lenkt der Verfasser die Hauptaufmerksamkeit auf die ein Lesungsproblem bedeutenden Konsonanten  $\chi$  bzw.  $\zeta$ ,  $\beta$ ,  $\tilde{d}_3$  (Setälä:  $\chi$ , bzw.  $\dot{\chi}$ ,  $\beta$ ,  $\tilde{j}$ ) und  $c$  ( $t'\dot{\chi}$ ). Es ist allgemein bekannt, dass der Laut  $\chi$  in der heutigen ungarischen Sprache nur in Fremdwörtern (z.B. *technika* "Technik") vorkommt; das Vorhandensein dieses Lautes in altungarischer Zeit und die Tatsache seiner Umwandlung  $\chi \geq h$  ( $\chi \geq h$ ) wird auch von Benkő als Tatsache akzeptiert. Ob aber der Laut  $\chi$  zu dieser Zeit auch seine stimmhafte Zwillingsform gehabt hat oder nicht, kann nach Benkő aufgrund der bisherigen Forschungen weder nachgewiesen noch widerlegt werden.

Ob der bilabiale stimmhafte Reibelaut  $\beta$  bereits vorhanden war, kann Benkő nicht positiv entscheiden. Auch die Möglichkeiten bzw. Variationen der Aussprache dieses Lautes werden unter

Betrachtung seiner verschiedenen Positionen innerhalb des Wortes ausführlich analysiert.

„In unserer lautgeschichtlichen Literatur tauchte der altungarische Laut  $\hat{d}_j$  ( $\hat{d}\hat{z}$ ), eventuell nur das Vorhandensein von  $\hat{d}_j$  ( $\hat{d}\hat{z}$ ), schon seit langem auf, doch erhielt er erst kürzlich einen gültigen Beweis“, schreibt Benkő. Dieser Laut  $\hat{d}_j$  ist in unserer heutigen ungarischen Sprache nur selten, was sich durch die durch viele Beispiele bewiesenen Entwicklungstendenz  $\hat{d}_j > j$  ( $\hat{d}\hat{z} > d\hat{z}$ ) erklären lässt. Laut Benkő hat auch das Erscheinen des *c*-Lautes ( $t'\chi$ ) diesen Prozess im ungarischen Lautsystem beschleunigt (s. S. 76).

Die grösste Sorge bereitet der Laut *c* ( $t'\chi$ ), der schon zur Problematik der Konsonantenverbindungen überleitet, da er mutmasslich durch die Verschmelzung der Laute *t* + *χ* oder *t* + *j* entstanden sein dürfte. Aber nur sehr sporadisch, da solche Lautverbindungen sich zu dieser Zeit vor allem in die Richtung der Affrikata entwickelt haben. So bezweifelt Benkő, dass man im altungarischen Lautsystem überhaupt mit dem *c*-Laut rechnen kann.

Bei der Erörterung des Vokalsystems stellt Benkő als Endresultat der Analyse fest, dass jeder der lateinischen Buchstaben im Altungarischen zumindest zwei Laute bezeichnet hat. Dies ist übrigens völlig evident, da man ja das Lautsystem der ungarischen Sprache in das Prokrustesbett der über verhältnismässig wenige Lautzeichen verfügenden lateinischen Schrift hineinzwingen musste: der Buchstabe *e* bezeichnet die Laute  $\varepsilon$  und  $e$ , der Buchstabe *i* die Laute  $e$  und  $i$ , der Buchstabe *a* die Laute  $a$ : ( $\hat{a}$ ) und  $\alpha$  ( $\hat{a}$ ), der Buchstabe *o* die Laute  $\alpha$  ( $\hat{a}$ ),  $o$  (und selten  $\theta$  ( $\hat{o}$ )) und der Buchstabe *u* die Laute  $o$ ,  $\theta$  ( $\hat{o}$ ) und  $y$  ( $\hat{u}$ ). Unter den Vokalen hat die Bezeichnung des Lautes  $\theta$  die grösste Sorge verursacht, da dieser im lateinischen Alphabet einen völligen fremden Laut darstellt.

Benkő veranschaulicht natürlich die Lautbezeichnung nicht nur in ihrem statischen Zustand, sondern häufiger im Prozess der Lautveränderungen und zieht für ihre wahrnehmbaren Erscheinungsformen entsprechende Schlüsse. Betrachten wir z.B. die Erscheinung der Labialisierung. Diese Erscheinung kommt in den erörterten Sprachdenkmälern in den verschiedenen Lautpositionen in je unterschiedlichem Grade zur Geltung. Dies führt zu einer grossen Wirrnis hinsichtlich dessen, wie die niedergeschriebenen Laute in Wirklichkeit ausgewertet werden sollen, wie man die Laute an der Stelle der niedergeschriebenen Buchstaben im damaligen Ungarischen wohl ausgesprochen hat. Wenn Benkő auch nicht alle diesbezüglichen Probleme eindeutig lösen kann, — wir wissen ja, dass seiner Meinung nach eine unsicher abgefasste wissenschaftliche Feststellung noch immer einen grösseren Wert hat, als eine entschieden festgelegte „wissenschaftliche“ Illusion (S. 93) — haben wir dennoch das sichere Gefühl, dass uns ein

erfahrener und zuständiger Fachmann im Labyrinth dieser Probleme führt. So macht er bezüglich der altungarischen Lautfarbe der in den Stammorphemen vorhandenen Vokale, der oppositionellen Lage von  $\varepsilon$  und  $e$  bzw.  $a$ : ( $\bar{a}$ ) und  $\alpha$  ( $\hat{a}$ ), der Frage der Lautung von  $\theta$  ( $\ddot{o}$ ), des eventuellen Vorhandenseins des Lautes (Diphthonges)  $i_j$  ( $j$ ), der Dauer der Vokale bzw. der Diphthonge ausserordentlich wichtige Feststellungen, wobei er den damaligen Zustand des ungarischen Lautsystems mit mehreren Pinselstrichen in die Nähe der Realität bringt.

Auf das Gebiet der Morphologie übergehend behandelt Benkő ausführlich die grundlegende Frage, wie wohl das System der altungarischen Morpheme ausgesehen hat. Naturgemäss fällt in dieser Hinsicht der Problematik der Endvokale in den Wortstämmen eine ausserordentliche Wichtigkeit zu. Heute sagen wir: "*Fehér-várra menő hadútra*", im Jahre 1055 klang diese ungarische Wortgruppe folgenderweise: "*fehervaru rea meneh hodu utu rea*", — wir sehen also, dass die Morpheme damals von ihrer heutigen Form abwichen. Zu welcher Änderung es in den von Benkő untersuchten Zeiten kam und in welchem Tempo diese Änderung vor sich gegangen ist, kann durch die Erkenntnis beantwortet werden, dass die Formenstruktur im Frühaltungarischen noch durch offene Silben charakterisiert wurde, welcher Zustand erst später, in der altungarischen Periode, durch eine verstärkte geschlossene Silbenstruktur verändert wurde.

Bei der Analyse der den Vollstämmen gegenüberstehenden Kurzstämmen (z.B. *hodu- hod-* usw.) stellt der Verfasser die funktionellen Gesichtspunkte in den Vordergrund. Dementsprechend führt Benkő den zuerst von I[stván] Papp und L. Kubinyi, sodann von J. Balázs aufgeworfenen Gedanken über die sog. "Lautschrumpfung" sowie die über den "Ausgleich des Zungenstufensandes" und "vom Stamm bis zur Anpassung an das Anhängsel" durch K. D. Bartha erreichten, dauerhaften Ergebnisse weiter. Der Verfasser kommt in mehreren Punkten wesentlich weiter als die bisherigen Forscher. Besonders beachtlich sind seine Erklärungen für solche rätselhaften Wortformen wie "*intetvinec, ilde-tuitvl, kinzotviatwl*" in HB, "*kezdetuitul*" in KT, "*Scilete[t]vi*" in KTSz und "*ielentuiben*" in GyS. Bekanntlich wurden  $v$  bzw.  $u$  in diesen Formen früher von einigen namhaften Sprachforschern (z.B. Szinnyei) als Suffixe betrachtet. Benkő hat die diesbezügliche Theorie von G. Mészöly weitgehend ergänzt und weiterentwickelt und für die Rolle dieses Elements eine — im Vergleich zur Vergangenheit — noch plausiblere Erklärung gegeben, indem er sagt, dass in den obigen Formen (Beispielen) das  $-t$  ein Suffix der Nominalbildung, das  $v$  bzw.  $u$  hingegen das hier noch zurückgebliebene Zeichen des Endvokals darstellen. Seiner Argumentation nach ist dieses Zeichen hier deshalb erhalten geblieben, um die

formale Absonderung der durch das Suffix *-t* entstandenen deverbalen Ableitungen von dem durch dasselbe Suffix entstandenen Partizip II, die in ihrer heutigen Form erst später aufgetreten sind, zu ermöglichen.

Im Zusammenhang mit der Erklärung der Entstehung der Kurzstämme schreibt auch Benkő der sprachlichen "Sparsamkeit" eine wichtige Rolle zu, wobei er sich darauf beruft, dass die Sprecher im Aufbau der Wortformen die entbehrlichen Vokale oft ausser acht gelassen haben, wodurch die damit einhergehenden Silben dann wegeblieben. Diese oft mit Lauten geizende "Sparsamkeit" hat dann mehr als alles andere das Verschwinden der Endvokale der Wortstämme gefördert (S. 172). Auf dieser Erkenntnis basierend untersucht Benkő auch ganz neuartig und mit grosser Umsicht die mit den Kurzstämmen zusammenhängenden morphophonetischen Erscheinungen.

Besonders gut gelungen ist der umfangreiche Abschnitt über die Suffixmorpheme und die grammatischen Hilfsörter (s. 179 — 287), wo der Verfasser eine im Vergleich zu anderen ungarischen historisch-morphologischen Forschungen viel eingehendere, vielseitigere und überzeugendere Analyse und Synthese bietet. Erörtert werden noch einmal bisherige Forschungsergebnisse hinsichtlich der Partizipien, des Substantivsuffixes *-ság/-ség*, des Verbal-suffixes *-hat/-het*, der Bildung der kausativen und passiven Verba, der reflexiven Verbalsuffixe und der frequentativen Verbformen. Es ist ganz natürlich, dass das lateinische Original, dessen Vorlage die Übersetzungen im weiteren immer stärker folgten, erst mit einer Verspätung von einigen Jahrhunderten auch grammatisch-morphologisch deutlicher zu wirken begann; in der erörterten Periode ist der lateinische Einfluss als grammatische Gestaltungskraft noch von geringerer Bedeutung. Gerade deshalb sind die Feststellungen von Benkő ausserordentlich wertvoll, da sie in die Dynamik der eigengesetzlichen grammatischen Entwicklung der ungarischen Sprache hineinleuchten.

Innerhalb des Abschnittes über die grammatischen Hilfsörter sind weiter die Erörterungen von Benkő im Zusammenhang mit der Herausbildung des ungarischen possessiven Personalsuffixes besonders verdienstvoll. Glaubwürdiger und annehmbarer als die bisherigen diesbezüglichen Forschungen ist seine Ansicht über die Entstehung dieser Personalendungen, dass nämlich das ungarische possessive Personalsuffix der 2. Sg. (*-d*) durch Agglutination des uralten Personalpronomens *te 'du'* sich derart entwickelt hat, dass das *-t* des obigen Personalpronomens im weiteren aus funktionellen Gründen stimmhaft geworden ist. Und wo liegt die Ursache für diese Entwicklung? könnten wir fragen. Nur auf diese Weise konnte die Übereinstimmung und damit Verwechselbarkeit der ursprünglichen Endung *-t* ~ *-d* (die bekanntlich in den meisten

finnisch-ugrischen Sprachen vorhanden ist) mit dem *-t* des Lokativs, insbesondere mit dem Akkusativsuffix, vermieden werden.

Völlig neu und überzeugend sind die Feststellungen des Verfassers bezüglich des Ursprungs der possessiven Personalendung der 3. Pl., wonach Personalpronomina für diese Endung keine Rolle spielten, da hier ursprünglich nur die Pluralformen mit einzelstehendem *-k* zu suchen sind, deren Vokal ein einfacher Endvokal des Stammes ist, der sich erst durch eine spätere Spaltung von den Pluralformen abge sondert hat (s. S. 198).

Auch seine Ansichten über die Entstehung der Verbalzeichen (S. 203 — 217) sowie der Nominal- (S. 217 — 235) und der Verbal-suffixe (S. 235 — 257) hat der Verfasser mit grosser Umsicht formuliert. Dem über die Suffixlosigkeit des Objekts Gesagten (s. S. 217 und ff.) könnte man noch hinzufügen, dass die Ursache dafür, worauf J. Balázs in einem persönlichen Gespräch hingewiesen hat, vielleicht mit der Nomen-Verbum-Problematik zusammenhängen kann.

Auch die Erörterungen des Verfassers im Zusammenhang mit der Herausbildung der uralten ungarischen Adverbialsuffixe sind stichhaltig (S. 225 ff.). Diesbezüglich vermisse ich eigentlich, dass die von den heutigen Rektionen abweichenden Rektionen bei Formen mit Adverbialsuffixen nicht gesondert behandelt sind. Man möchte gern den psychischen Hintergrund der Abweichung zwischen der altungarischen und der heutigen Einstellung in der erörterten Frage, d.h. den Rektionswechsel besser verstehen.

Am überzeugendsten spricht der Verfasser über die Entstehung der ungarischen Verbalsuffixe (S. 235 — 257).

Die Probleme des Textgefüges der untersuchten Sprachdenkmäler bilden den Gegenstand des vorletzten Abschnittes des Bandes (S. 360 — 378). Auf dem Gebiet der Textlehre sind die Analysen von Benkő im Grunde nicht so ausführlich wie hinsichtlich des Materials der vorangehenden Abschnitte, jedoch behandelt er jeweils die stilistisch-prosodischen Probleme des Textgefüges und gibt typische Beispiele dafür. In diesem Abschnitt untersucht er vor allem die Textgliederung und -ausschmückung sowie die Rhythmik, die Reimkunst (überhaupt bei der Marienklage), die Gedankenparallele, die Synonymenhäufung, den Gebrauch der Pronomina und auch sonstige Probleme.

Der letzte Abschnitt (S. 379 — 380) befasst sich mit speziellen Elementen der Terminologie. Aus dem in diesem Abschnitt Gesagten folgt, dass zu dieser Zeit bereits eine strikte religiöse Terminologie in Ungarn verbreitet im Gebrauch war, oder zumindest viele einheitliche Züge der religiösen Terminologie in den untersuchten Sprachdenkmälern nachgewiesen werden können.

Beim Durchlesen des Bandes erhält man den Eindruck, dass diese Monographie eine hervorragende und dauerhafte Schöpfung



der ungarischen historischen Sprachwissenschaft ist. Einzelne Teilprobleme des im Band erörterten Themenkreises wurden bereits von mehreren Forschern behandelt, doch hat bisher eine derart umfangreiche Monographie noch nicht existiert. Diese Arbeit entstand ausserdem in einer Zeit des Übermasses an Informationen, wie sie für die Abfassung von Monographien, die eine entsprechende Vertiefung beanspruchen, nicht allzu günstig ist. Aus diesem Grunde ist die vorliegende Arbeit, die unsere Kenntnisse über die altungarische Periode der ungarischen Sprache auf dem Gebiet der Phonetik, der Morphologie, der Syntax und sogar der Textforschung und der Terminologie durch zahlreiche neue Ergebnisse bereichert, in erhöhtem Masse zu schätzen.

BÉLA BÜKY

### Zur Geschichte des ungarischen Gelehrtentums

JÁNOS BALÁZS, Magyar deákság. Anyanyelvünk és az európai nyelvi modell. (Ungarisches Gelehrtentum. Unsere Muttersprache und das europäische Sprachmodell.) Gondolat Kiadó, Budapest 1980. 655 S.

János Balázs (J. B.), der bekannte ungarische Sprachwissenschaftler, hat unlängst ein Werk veröffentlicht, das mit seinem Inhalt (obwohl es nur in ungarischer Sprache erschienen ist) auch für die gesamte finnisch-ugrische Sprachwissenschaft von Interesse sein kann. Das Werk umfasst drei grosse Themenkreise: 1. Sprachphilosophische Ansichten ungarischer Gelehrter; 2. Etymologisch-kulturgeschichtliche Erklärungen zum besseren Verständnis der Kultur zur Zeit der ungarischen Landnahme; 3. Stilistisch-prosodische Eigenschaften des Ungarischen vom Gesichtspunkt des europäischen Sprachmodells.

Die sprachphilosophischen Gedanken von scholastischen Theologen, ferner von Bacon, John Stuart Mill, Condillac, Leibniz, Herder, W. von Humboldt, W. Wundt, Steinthal, Wittgenstein, Carnap usw. sind in allen Ländern wohlbekannt, die der ungarischen Denker des vorigen Jahrhunderts (György Kalmár, Farkas Kempelen, Ferenc Verseghy, Pál Szemere, János Kis, Sámuel Pápay, József Teleki) kennt man hingegen fast kaum. Ein grosses Verdienst von J. B. ist, dass er die Theorien dieser ungarischen Denker auch ins Licht der wissenschaftlichen Arena setzt und mit Nachdruck darauf hinweist, dass diese Theorien fern von Provinzialität, auch vom Gesichtspunkt der internationalen Wissenschaft wertvoll sind.

Diese ungarischen sprachphilosophischen (man könnte sagen: sprachcharakterologischen) Anschauungen erhalten dadurch ein allgemeines Interesse, dass — worauf J. B. hinweist — die von der Berliner Wissenschaftlichen Akademie ausgeschriebene Arbeit von D. Jenisch "Vergleichung und Würdigung von 14 ältern und neuern Sprachen Europas", im Jahre 1796 als Preisschrift veröffentlicht, einen starken Einfluss auf diese Anschauungen und im allgemeinen auf die damaligen ungarischen Sprachreformbewegungen ausgeübt hat.

Jenisch hat das Griechische, Lateinische, Italienische, Spanische, Portugiesische, Französische, Englische, Deutsche, Dänische, Schwedische, Polnische, Russische und Litauische nach dem Gesichtspunkt der Vollkommenheit und der Wirksamkeit analysiert. Zahlreiche ungarische Sprachphilosophen wollten eigentlich dieses Bild mit ungarischen Angaben ergänzen, wie auch diejenigen Autoren, die den Namen von Jenisch gar nicht erwähnen und die ungarische Sprache mit einem solchen "idealistischen" Bild vergleichen. So wurde fast bei einem jeden ungarischen Sprachphilosophen ein Vergleich zwischen den indoeuropäischen Sprachen und der ungarischen Sprache das Endresultat. Durch den Überblick dieser ungarischen Beiträge kann J. B. — dem Titel gemäss — die Frage beantworten, wie sich das Ungarische mit seinen Gegebenheiten in den Komplex der europäischen Sprachen einfügen lässt.

Das Werk hat auch durch den Inhalt seines zweiten Abschnittes ein allgemein sprach- bzw. kulturgeschichtliches Interesse. Hier gibt J. B. — wie erwähnt — einige Etymologien an. Die Wörter, die er etymologisch erklärt, sind alle sehr wichtig hinsichtlich der Kulturgeschichte Ungarns (vor allem für das vor 1000 Jahren bestehende Ungarn).

Der Homo litteratus, der Gelehrte, war im ungarischen Früh- und Spätmittelalter der *deák*. Woher kommt das Wort? Der griechische Kaiser Konstantinos Porphyrogenetos hat 945 in seinem Werk "De administrando imperio" ein Wort mehrmals erwähnt. Dieses Wort, *diakonos*, bezeichnet einen Mann, der als Gesandter von Byzanz zu den sog. Heidenvölkern entsandt wurde. Ein solches Volk, das mehrmals von einem sog. diakonos aufgesucht wurde, waren auch die 'Türken', d.h. die Ungarn. J. B. unterstützt eine Etymologie, die auch in dem kürzlich erschienenen Ungarischen Historisch-Etymologischen Wörterbuch (Magyar Történeti-Etimologiai Szótár. Hg. Loránd Benkő) akzeptiert wurde; dort wird das ung. Wort *deák* letzten Endes auf das byzantinisch-griechische *diakonos* zurückgeführt.

J. B. gibt auch eine beachtenswerte Etymologie für die ung. Wörter *nem* 'Stamm, genus' und *nemzet* 'Nation'. Er erklärt mit kulturgeschichtlichen Daten, die bis ins Sanskrit zurückgehen, auf

welche Weise das Wort *név* 'Name' das Ausgangswort für eine Entwicklung sein könnte, die dann zum Wort *nem* geführt hat.

Eine lebhafte Debatte begleitete in der ungarischen Sprachwissenschaft die Etymologien der Namen der ungarischen Heerführer und Stammeshäuptlinge. J. B. liefert auch zu dieser Frage einen Beitrag. Er erklärt z.B. den Namen des ungarischen Fürsten *Levedi* nicht wie früher aus dem ungarischen Verbum *lesz* 'sein', sondern aus *lő* 'schiessen', so bestünde *Levedi* aus zwei Morphemen, dem Partizip Präsens *leve* ~ *lövő* und dem Verkleinerungssuffix *di*; die Bedeutung wäre also letzten Endes 'kleiner Schiesser'.

Er hält es für möglich, dass auch der Name des Heerführers *Lél* mit Hilfe dieser Etymologie erklärt werden könnte und nicht — wie früher — durch Verbindung dieses Namens mit dem ung. Wort *lehelet* 'Atem'.

Ein Mitglied der Königsfamilie *Árpád* hiess *Tevel*; für diesen Namen, der bisher vom Verbum *tesz* 'machen' abgeleitet wurde, gibt J. B. eine neuere Erklärung: er führt den Namen auf das veraltete Verbum *tőnik* 'stechen' zurück.

Vielleicht die grösste Sensation bedeutet seitens J. B. die Etymologie, wo er den Volksnamen *székely* 'Szekler' (in Siebenbürgen, Rumänien) erklärt. Er ist der Meinung, dass dieser Volksname mit dem Verbum *sző* 'weben' zusammenhängt und sich auf die Leute bezieht, die — als eine Art Grenzsoldaten — die künstlich angelegte Umfriedung des Grenzlandes instandgehalten, geschützt bzw. in deren Umgebung gelebt haben.

Von diesen Etymologien, die mit der Frühgeschichte Ungarns zusammenhängen, beziehen sich einige auf die alte Kulturgeschichte Ungarns. Hierher gehört z.B. die Etymologie des Wortes *vendég* 'Gast'. Der Autor glaubt dies auf das Adjektiv bzw. den Stammortsnamen *Venediger* zurückführen zu können.

Viele der letzterwähnten und der hier nicht zitierten Etymologien des Verfassers scheinen auf den ersten Blick sehr plausibel und wissenschaftlich gut belegt zu sein; aller Wahrscheinlichkeit nach können sie bei zukünftigen ähnlichen Forschungen nicht ausser acht gelassen werden.

In denselben Abschnitten erhellt J. B. auch solche Daten, die die Praxis der in Ungarn auf Lateinisch verfassten Urkunden betreffen.

Als Sprachwissenschaftler nähert er sich dieser Frage nicht wie die Historiker oder Paläographen, die die Schriftform und den Duktus der obengenannten Urkunden analysieren (z.B. István Hajnal: *L'Enseignement de l'écriture aux universités médiévales*, Budapest, 1959), sondern beleuchtet die Problematik von der Seite des sprachlichen Aspektes her. So befasst er sich mit jenen "Führern" für die schriftliche Abfassung, mit den sog. *artes dictandi*, die unentbehrliche und nützliche Kenntnisse für die Schreiber der Ur-

kunden enthalten haben und wirft die Frage auf, welche *ars dictandi* in Ungarn in Gebrauch gewesen sein könnte. Für ein solches Werk hielt er die *ars dictandi*, die Johannes von Limoges zusammengestellt hat. Dieser Autor war vielleicht als Mönch des Zisterzienserordens in Ungarn (zwischen 1208 — 1218) tätig. Viele der in Ungarn verfassten Urkunden zeigen den Einfluss dieses Nachschlagwerkes: ein weiteres Zeichen für die Annäherung des Ungarischen an das europäische Sprachmodell.

Im dritten Abschnitt bringt J. B. einen Vergleich der Phonemstruktur des Uralischen und der indoeuropäischen Grundsprache. Er fasst seine Ergebnisse folgendermassen zusammen: "Zurückblickend... auf den Konsonantenbestand der beiden Grundsprachen können wir feststellen, dass zwischen ihnen beträchtliche Unterschiede wahrgenommen werden können, infolge derer es schwer wäre, die indouralische Urverwandtschaft zu verifizieren." (S. 376.)

Nach Feststellung der systematisch-phonetischen Abweichung überblickt J. B. in grossen Zügen die Geschichte der ungarischen Lautbezeichnung: wie das lateinische Alphabet für die ungarischen Laute geeignet war, wie das Lautbezeichnungssystem von Johann Hus einen Einfluss auf die ungarische Lautbezeichnung (in der Schrift der die sog. Hussitenbibel enthaltenden Kodizes, bei János Sylvester, dem berühmten Übersetzer des Neuen Testaments, bei Mátyás Dévai Biró usw.) ausgeübt hat, bis zur Ausformung des Lautbezeichnungssystems von heute.

Es ist evident, dass das europäische Modell auch im ungarischen Lautbezeichnungssystem gut dokumentiert werden kann.

In einem folgenden Unterabschnitt bringt J. B. die morphologische Analyse der ungarischen Appellativa. Er versucht die Charakteristika des voraussetzbaren Grundmorphems der uralischen Grundsprache zu bestimmen und dies mit den voraussetzbaren Charakteristika der indogermanischen Grundsprache zu vergleichen. Hierbei weist er auf bedeutende Abweichungen hin.

Als nächstes handelt der Autor über "Unsere Pronomina und das europäische Sprachmodell".

Dann schreibt er über das Thema "Von der Ebene des Textes zur Ebene der Prosodie". J. B. weist hier darauf hin, welchen Einfluss die während der Frühscholastik ausgebildeten sog. Textbauregeln auf das Material der ersten ungarischen Textdenkmäler ausgeübt haben. Was zeigt aber die weitere phonetische Analyse bei diesen Textdenkmälern? J. B. weist auf den im ungarischen Mittelalter wohlbekannten Band hin: *Rhetorica ad Herennium*, der die damals bekannte Regel enthalten hat, wonach ein jeder Satz zumindest aus zwei "Kolons" bestehen muss (oder auch aus drei bestehen kann). Auch die stilistische Geltung der Wiederholung wird am Text unserer frühen Sprachdenkmäler untersucht.

J. B. analysiert jedoch nicht nur die ersten ungarischen prosaischen Sprachdenkmäler im Lichte der zeitgenössischen Stilistiken, sondern widmet auch der Analyse des ersten ungarischen Versdenkmals, der altungarischen Marienklage, einen Abschnitt, fast in der Länge einer eigenen Abhandlung.

Diese Analyse bildet gleichsam eine Brücke zu dem folgenden Gedankenkreis, der den Titel trägt: "Der Rhythmus der mittelalterlichen lateinischen Gedichte und das ungarische Versmass". Hier sieht J. B. zahlreiche Parallelen zwischen der mittelalterlichen lateinischen Versifikation und der zeitgenössischen ungarischen Verskunst, sodann summiert er seine diesbezüglichen Meinungen (wobei er die Ansichten von Lajos Vargyas und Rabán Gerézdi akzeptiert) folgenderweise: "Die Anlehnung an die sich in der mittelalterlichen betonten und gereimten lateinischen Versifikation verkörpernde europäische rhythmische Norm sollte unserer Sprache keinesfalls Gewalt antun. Gerade im Gegenteil: sie half jenen Keimen sich zu entfalten, die als uralte Erbschaft in unserer Muttersprache schon längst vor dem lateinischen Einfluss vorhanden waren." (S. 552.)

J. B. widmet auch der metrischen Versifikation eigens seine Aufmerksamkeit. Er lenkt das Interesse auf die Tatsache, dass im Ungarischen die betonten Silben in metrischen Gedichten keine langen Vokale enthalten müssen und umgekehrt: die langen Vokale müssen sich nicht unbedingt zu betonten Silben gesellen. Die Tatsache, dass im Ungarischen die langen Vokale in der Versifikation auf diese Weise von der Betonung frei vorkommen können, macht die ungarische Sprache wie auch die finnische gerade deshalb für die metrische Versifikation sehr geeignet.

Im dritten Abschnitt wird die sog. *syntaxis ornata* behandelt. Hier geht J. B. vom Tadel des grossen ungarischen Dichters János Arany aus, der gerade dieses Gebiet der Prosodie, die *syntaxis ornata*, auf ungarischem Boden als ausserordentlich vernachlässigt bezeichnete. J. B. betrachtet der Reihe nach die Schriften und die Druckerzeugnisse (z.B. Franciscus Wagner: *Universae phraseologiae latinae corpus... demum apud nos linguis Hungarica, et slavica locupletatum*. Typ.Acad. soc. Iesu. Tyrnaviae 1750. S. 1272 [46]) bezüglich der Berücksichtigung dieses Postulats in Ungarn und wertet auch die gegenwärtigen Ergebnisse der ungarischen Sprachwissenschaft (zahlreiche neue Grammatiken, das Erläuternde Wörterbuch der ungarischen Sprache, Das Ungarische Erläuternde Handwörterbuch, Das Ungarische Synonymwörterbuch usw.) von diesem Gesichtspunkt aus. Es ist zu bedauern, dass er gerade in dieser Hinsicht nicht auf ein Grosswörterbuch hinweist, das sich mit vielen prosodischen, grammatischen, idiomatischen Elementen des Ungarischen im Lichte der Sprache von Sándor Petöfi auseinandersetzt und diese in Wörterbuchform

erschliesst (vgl. Paavo Siro: Ein Grosswörterbuch über die Sprache eines Schriftstellers. K. J. Soltész, D. Szabó, I. Wacha: *Petőfi-Szótár* = FUF 43 S. 320 — 321).

Wenn auch das Werk von J. B. bestreitbare Ansichten (vor allem in Bezug auf die Etymologien) enthält, die die ungarische Sprachwissenschaft in der Zukunft entweder bestätigen oder widerlegen wird, müssen wir dennoch zugeben, dass eine derart gründliche sprachwissenschaftliche Arbeit, die sich so tiefgreifend mit der Anpassung der ungarischen Nationalkultur an die europäische Kultur befasst hätte, bisher noch nicht erschienen war.

BÉLA BÜKY

## Russen und Finnougrier

Russen und Finnougrier: Kontakt der Völker und Kontakt der Sprachen. Von ISTVÁN BÁTORI. Veröffentlichungen der Societas Uralo-Altaica, Band 13. 1980. In Kommission bei Otto Harrassowitz. Wiesbaden. 175 Seiten.

Bátoris Analyse des Kontakts zwischen Russen und verschiedenen finnisch-ugrischen Völkern, die die ganze Periode vom achten/neunten Jahrhundert bis zum heutigen Tag umfasst, lässt sich in zwei Hauptteile gliedern: ethnischer Kontakt und sprachlicher Kontakt. Beide Teile beziehen sich jedoch hauptsächlich auf sprachlichen Kontakt, indem der erste soziale Aspekte des Sprachkontakts, der zweite Einflüsse auf die Struktur der Sprache betrachtet.

Es liegt für mich nahe, dieses Buch mit meiner eigenen Beschreibung des Funktionierens finnisch-ugrischer Sprachen in der UdSSR zu vergleichen (Bernard Comrie, *Languages of the Soviet Union*, Cambridge, 1981, S. 92 — 141). Mit grossem Vergnügen konnte ich beobachten, dass die beiden Arbeiten viele Schlussfolgerungen gemeinsam haben, obwohl sie ganz unabhängig voneinander entstanden sind und trotz der verschiedenen Perspektiven der beiden Verfasser (rein finnisch-ugrisch gegenüber allgemein sowjetisch). Bátori untersucht natürlich einige Probleme in Einzelheiten, die ich kaum oder gar nicht berühre. In Bezug auf ethnischen Kontakt ist Bátoris Darstellung und Bewertung frühen statistischen Materials besonders wertvoll: obwohl man Bevölkerungsstatistik vor der ersten Volkszählung im Russischen Reich (1897) immer unter Vorbehalt interpretieren muss, gelingt es Bátori, die Beweise klar anzuordnen, die diese Statistik liefert, und zu